

deutsche Männerforscher, *Walter Hollstein*, programmatisch einen seiner Bestseller benannt hat, wird bei dieser Männergruppe wohl am hartnäckigsten überhört. Gerade dieser „Halbentwickelten“ wegen wird es wohl auf dem Weg zu einem wirklich partnerschaftlichen Verhältnis zwischen Mann und Frau in absehbarer Zukunft nach wie vor jene häßlichen, von keinem und keiner so richtig geliebte, Krücken wie Frauenquoten und -förderungsgesetze brauchen.

A. F.

Parabel

Peter Weirs Film „Die Truman Show“ ist nicht nur beißende Medienkritik

Das Leben als Theaterstück oder Teil eines Drehbuchs, die Welt als Bühne: Allerspätestens seit *Calderóns* „Das große Welttheater“ aus dem siebzehnten Jahrhundert beunruhigt die Vorstellung, die menschliche Existenz zwischen Hoffen und Bangen, Alltag und Lebenswenden könnte nichts als ein Spiel sein – von einem göttlichen Regisseur und Strippenzieher bis ins letzte Detail geplant und vorherbestimmt.

Mit dem ihm eigenen Perfektionismus hat Hollywood diese Angst aufgegriffen und sich zu einem brillant inszenierten Film inspirieren lassen. Truman Burbank ist, ohne es zu ahnen, der Hauptdarsteller einer Seifenoper, die seit seiner Geburt Tag für Tag 24 Stunden lang weltweit über die Bildschirme flimmert, begafft von Milliarden, finanziert durch Product-Placement und Merchandising – eben „Die Truman Show“, die *Peter Weirs* Film auch den Titel gegeben hat.

In Trumans spießbürgerlicher Normalität ist gerade nichts normal. Das vermeintliche Himmelsgewölbe ist nur eine Kuppel über dem Studiogelände,

auf der die Beleuchtercrew wie in einem Planetarium Sonnenaufgang, Mondphasen und den Lauf der Gestirne vorgaukelt, das offene Meer, an dem Trumans neo-viktorianische Heimatstadt Seahaven liegt, lediglich ein – zugegeben großes – Bassin.

True-man, nomen est omen, ist in seinem Leben der einzige Amateur. Alle anderen, seine Mutter, sein bester Freund und selbst seine Frau, sind gutbezahlte Schauspieler; er selbst von der Produktionsfirma für die Sendung adoptiert. Dreißig Jahre lang hat Truman nicht bemerkt, wie ihn und seinen Tagesablauf mehrere tausend Kameras beschatten, bis auf einmal ein Scheinwerfer vom Firmament des Studios herabstürzt und ihm vor die Füße fällt. Und dann beginnt Seahavens Radiostation statt klassischer Musik Regieanweisungen für die Komparsen zu senden. Erst jetzt geht dem Sunnyboy, hervorragend vom amerikanischen Komiker *Jim Carrey* gemimt, langsam ein Licht auf: und der seit der Antike tausendfach in Szene gesetzte Konflikt zwischen der Freiheit des Menschen und den Rollen, die er spielt und spielen muß, beginnt die Fortsetzung der Produktion in Seahaven zu gefährden.

Truman versucht, das propere Städtchen mit seiner Scheinidylle zu verlassen, um sich aus den Fallstricken der Simulation zu befreien, unterschätzt aber die Hartnäckigkeit des Spielleiters, der die ganze Crew in Bewegung setzt, um das zu verhindern: Wie der Lenker des Weltgeschehens thront der Schöpfer der Soap-Opera über dem Set und gibt seine Anweisungen. Einen Moment scheint es sogar, als wolle der Regisseur *Christof* (*Ed Harris*) seinen Schützling lieber den Fluten opfern, als sich von ihm besiegen zu lassen. Die Macht über die Geschichte wird ihm in beiden Fällen aus den Händen gleiten.

Mit der Inszenierung dieses komödiantisch dargebotenen Alptraums, zu dem Truman erst im Laufe des Films erwacht, karikiert sich die Traumfabrik Hollywood selbst. Lange schon gilt Peter Weir

als einer, der die Möglichkeiten der Kinoindustrie nutzt, um Filme zu produzieren, die mit ihren Themen aus dem Rahmen fallen und sich nicht ohne weiteres einem Genre zuordnen lassen: „Der einzige Zeuge“, „Fearless – Jenseits der Angst“, „Der Club der toten Dichter“. Doch den Filmemacher ärgert es, wenn sein Opus auf einen Beitrag zur Medienkritik reduziert wird. Tatsächlich bietet der Film, der nie in die Gefahr gerät, vordergründig zu moralisieren, mehr. So wird drastisch vor Augen geführt, daß bei genügend großem Aufwand – zumindest eine Weile lang – Freiheit suggeriert werden kann. Im Film geht es damit wesentlich um die Frage nach Selbstbestimmung und das Problem des freien Willens im Zusammenspiel mit den – in diesem Fall: konstruierten – Zufällen des Lebens. Weir selbst sagt in einem Interview mit der „Süddeutschen Zeitung“, daß es ihm um „die Suche nach Freiheit und Wahrheit“ gehe (12. 11. 98).

Bewußt zeitlos gehalten, ist der Film, der heute schon als einer der aussichtsreichsten Kandidaten für die Oscar-Verleihung im Frühjahr gehandelt wird, eine unaufdringliche Parabel über die Befindlichkeit am Ende dieses Jahrtausends.

Die Flucht über die Wasser des Studios, vor denen Truman zuvor panische Angst hatte, weil sein Vater in ihnen drehbuchgemäß ertrunken ist, wird für Truman keine Fahrt über den Styx, sondern ist Aufbruch und Ausbruch ins wahre Leben. Am Ende des Films hat Truman den Ozean wie auch seinen Schöpfer bezwungen und ist an die Begrenzung des Wasserbeckens gestoßen. Die Kunstwelt bekommt einen Riß. Dann ist da eine Treppe, eine Tür und ein Schild „Exit“. Zwar versucht ihn Regisseur *Christof* via Himmelsstimme noch davon zu überzeugen, daß er in der besten aller Welten wohne. Truman aber wählt den Weg ins Offene. Weirs Satire selbst bleibt bis zuletzt ironisch: Die letzte Einstellung zeigt zwei TV-Konsumenten, die nur die Frage beschäftigt, was wohl die anderen Programme gerade zu bieten haben. S. O.